



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kinzel, Karl: Gottfried Keller und seine Novellen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gottfried Keller und seine Novellen

Von Karl Kinzel (in Friedenau)

(Fortsetzung)



n Heidelberg blieb Keller anderthalb Jahr, studierte Geschichte und Philosophie und beschäftigte sich mit allerhand dichterischen Plänen. Das auf die Reife gehende Geld drängte ihn zur Arbeit an seinem Roman, auf dessen baldige Vollendung er hoffen zu dürfen glaubte. Auch einige Novellenstoffe reiften heran, und der erwähnte Band lyrischer Gedichte wurde abgeschlossen. Dabei verkannte er seine eigentlichen Gaben und Aufgaben durchaus, da sich jetzt in ihm der Gedanke festsetzte, er sei zum dramatischen Dichter berufen, ein Irrtum, der ihn Jahre seines Lebens kostete. „Dieses wird wohl mein Abschied von der Lyrik sein, schreibt er von Heidelberg an den Staatsrat Sulzer in Zürich, sowie ich überhaupt, auch in Betreff obigen Romans, nun dieses subjektive Gebahren endlich satt habe und eine wahre Sehnsucht empfinde nach einer ruhigen und heitern objektiven Thätigkeit, welche ich zunächst im Drama zu finden hoffe.“ (23. Juli 1849.)

Den meisten Einfluß gewann Feuerbach auf ihn, der damals auf eigne Faust in Heidelberg Vorlesungen hielt und nicht nur das Christentum seines göttlichen Wesens entkleidet hatte, sondern auch die Hoffnung auf Unsterblichkeit als sinnlos bekämpfte. An ihn schloß er sich an und suchte auch im persönlichen Verkehr diese Anschauungen in sich aufzunehmen, die seinen bisherigen Ansichten entgegenkamen. In einem Brief an seinen Freund Baumgartner in Zürich (28. Januar 1849) spricht er sich darüber aus:

So viel steht fest, ich werde tabula rasa machen (oder ist es vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott (Rationalisten).

Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, der nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — lehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens

für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfang, mich an den Gedanken des Todes zu gewöhnen. Ich kann dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.

Daß Keller ein starkes inneres Widerstreben gegen diesen Radikalismus hatte, daß er empfand, es werde etwas Wesentliches von Idealismus zerstört, wenn man die ganze Welt und das Menschenleben nur unter dem Lichte des Diesseits betrachte, geht aus dem Briefe deutlich hervor und scheint mir auch in den folgenden Worten zu liegen, mit denen er sein besseres Selbst beruhigt: „Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein und die geheimnisvolle, schöne Welt zu allem möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.“

Ob dieser Augenblick für Keller je gekommen ist, kann man nicht sagen. Ich finde weder in seinen Briefen, noch in seinen Werken irgend einen positiven religiösen Gedanken. Möglich, daß sich seine Ansichten später etwas gemildert haben. Zu seinem ganzen verschlossenen, allein auf sich selbst gestellten und bedachten Wesen passen sie durchaus. Daß sie nicht gerade dazu dienten, sein Gemütsleben zu entfalten und das anzuregen, was wir mit Liebe und „Selbstlosigkeit“ bezeichnen und am Ende höher schätzen als die größten Geistesgaben, ist nicht zu leugnen. Ich will es durch zwei Zeugnisse vorläufig beweisen; zunächst eins von ihm selbst: „Als ich Gott und Unsterblichkeit ent sagte — schreibt er an Ferdinand Freiligrath (4. April 1850) —, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im guten wie im schlimmen, der Alte geblieben.“ Sein Biograph aber giebt zum Schluß ein Urteil über ihn ab, das ihm gewiß nicht leicht geworden ist, das er aber ehrlicher Weise nicht zurückhalten konnte; er sagt: „Es mangelte ihm das tiefe Wohlwollen. Dabei fügte er sich selbst mehr Leid zu als den andern. Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung (Junggefelle ist er zwar ohne seinen Willen, aber nicht ohne seine Schuld geblieben), nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen (Keller) fehlt die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet. Ich kann dies scheinbar harte Wort ruhig vertreten. Es braucht sich niemand zu ent-rüsten, noch sich in die Brust zu werfen. Ich stelle gelassen auf Kellers eigne Briefe ab.“*)

Baechtold hat vollkommen Recht. Überall tritt uns derselbe trockne Ton entgegen, selbst in seinen Liebesbriefen nichts von Temperament, nirgends eine

*) verweise.

überzeugende, tiefe Leidenschaft. Der Brief, mit dem er 1847 der schönen Winterthurerin seine Liebe gestand, wirkt in dieser Hinsicht geradezu komisch:

Verehrtestes Fräulein! Ersrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe, und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unmordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgeordneten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde.

Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher, armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind. Aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin usw.

Ist das nicht ein äußerst pedantisches Liebesgeständnis für einen achtundzwanzigjährigen Mann, und noch dazu für einen Dichter?

In Heidelberg erblühte ihm eine neue tiefe, aber ebenso aussichtslose Neigung. Die Briefe aus dieser Zeit sind nicht weniger verstandesmäßig und nüchtern. Bezeichnend für die Trockenheit seines Gemütslebens ist, was er diesem Mädchen über Freundschaft und Liebe auseinandersetzt (11. Dezember 1849):

Ich mache mir manchmal Vorwürfe, und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangenen, anmutigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen lernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen.

Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnismäßig kleinen Begriff, der sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und nach in mir ausgebildet hat. Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt; ich erwerbe mir neue Freunde, die mir so lieb werden wie die frühern; diese ihrerseits thun das Gleiche, und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannichfachen Charakteren, die von einander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial, und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht besonders und exquisites unter sich haben wollen; es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so

lang als möglich aufmerksam und treu bleiben; aber der innerste, heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht.

In Beziehung auf Frauen ist es etwas andres; aber auch da muß ich, wenn ich für eine einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben, oder vielmehr, ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen, und das Wohlwollen, das ich für die Frauen im allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nahe stehen: es ist nur Artigkeit.

Zu dieser Nüchternheit in der Auffassung jener idealen Lebensmächte paßt auch, was er an Freiligrath über einen beabsichtigten Besuch des Kölner Doms schreibt (4. April 1850): „Wir wollen mit Interesse in der wackern Ruine herumsteigen; wenn ich mich auch um den illusorischen Inhaber des Gebäudes nicht viel kümmern, so leide ich doch noch genugsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen. Ich habe schon so manche schöne Schale ohne Kern begafft, daß diese auch noch hingehen mag.“ Daß in diesen Worten etwa dem revolutionären Freiligrath gegenüber eine Art Renommisterei liegen sollte, ist unwahrscheinlich. Keller macht überall den Eindruck eines durchweg geraden, ehrlichen Menschen, der immer sagte, was er empfand. Es läßt sich wohl auch kein Beweis dafür bringen, daß er für Architektur und bildende Kunst überhaupt irgend ein tieferes Verständnis gehabt habe.

Die Heidelberger Zeit ging zu Ende. Was sie ihm gewesen war, sagt er in einem unvollendeten Brief: „Ich habe hier ein seltsames Jahr verlebt. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr gelehrt worden bin, aber das Wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äußern Erfahrungen eingegriffen, so viel Inneres mir aufgeschlossen, ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitlem Geschmacke anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und sozusagen neu entdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin, ich habe endlich meine sonderbare Jugend (ich bin diesen Sommer dreißig Jahre alt geworden) so rund abgeschlossen, daß ich dies Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle.“

Allmählich war in ihm der Wunsch rege geworden, nach Berlin zu gehen. Dieser Wunsch hing zusammen mit seiner Absicht, sich der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Drum wollte er dort den Besuch des Theaters mit den nötigen Geschichtsstudien verbinden und möglichst bald ein Drama zu Wege bringen, weil er meinte, daß „von allen litterarischen Thätigkeiten diejenige des Dramatikers ihren Mann gegenwärtig noch am besten hält.“

Im Jahre 1850 ging Keller nach Berlin, wo er fast sechs Jahre (bis zum Dezember 1855) blieb. Alle Nöte des Lebens, Hunger, Krankheit und Einsamkeit hat er hier durchgekostet. Denn die wenigen Mittel, die ihm zufließen, und die seine Mutter mit den größten Opfern aufbrachte, reichten nicht hin, auch nur die notwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Einmal wollte

er sich für den letzten Groschen Brot kaufen. Als er im Laden das Brot schon in der Hand hatte und bezahlen wollte, erklärte die Verkäuferin das Geld für „falsch,“ und er mußte das Brot wieder hinlegen und beschämt von dannen gehen. Trotzdem konnte er sich nicht, wie einst Lessing in gleicher Lage in derselben Stadt, zu eifriger Arbeit aufraffen. Gewiß drückten die schlimmen Verhältnisse auf seine poetische Schaffenskraft, aber er hätte doch etwas thun müssen, um sie zu verbessern, und — er hat in günstiger Lage auch nicht eifriger gearbeitet. An Stoff fehlte es ihm nicht; denn etwas zu erdenken fiel ihm nicht schwer. Es liegt eine Menge dramatischer Entwürfe vor, aber keiner ist vollendet worden. Die meisten Pläne zu seinen Novellen reisten jetzt, aber nur die ersten Erzählungen aus den „Leuten von Seldwyla“ wurden fertig. Mit Mühe und Not wurde endlich der „Grüne Heinrich“ vollendet. Keller hatte längst einen günstigen Verlagskontrakt in der Tasche; der Buchhändler war für die Dichtung aufs lebhafteste interessiert, er hat, er drängte. Aber Keller war „kurz angebunden, unwirsch, faumselig, wortbrüchig bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit.“ Und so blieb er auch sein Leben lang. „Für ihn hatte lediglich die Erfindung einer Dichtung einen Reiz. Sobald es an die schriftliche Ausführung ging, wurde ihm das Geschäft lästig, und er stellte sich demselben mit einer gewissen Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit gegenüber.“ Noch am Ende der siebziger Jahre hat die Deutsche Rundschau mit den Züricher Novellen dieselbe Erfahrung gemacht wie hier sein erster Verleger.

Der Druck des „Grünen Heinrich“ in seiner ersten Gestalt hat fast fünf Jahre gedauert, der ursprünglich festgesetzte Umfang ward um fünfzig Druckbogen überschritten! Das Werk hatte sich unter diesen Umständen ganz anders ausgewachsen, als es ursprünglich gedacht war. Nicht zum Vorteil der Einheit des Romans, der stückweise, wie er aus der Feder des Verfassers floß, in die Druckerei gewandert war. Keller war sehr unglücklich über diese Ungleichheit und Unfertigkeit der Arbeit. Dennoch wurde sie von der Kritik gut aufgenommen. Hierin ist er sein Leben lang wie wenige begünstigt worden. Aber der Erfolg entsprach dem nicht. Dieser Roman erfordert einen besondern Geschmack und eine willige Hingebung, wenn man seine Schönheiten wirklich empfinden soll. Und dabei liest man ihn jetzt nur noch in einer Umarbeitung, die Keller in seinem Alter vorgenommen hat!

Über die Jugendarbeit spricht sich der Dichter in einem Brief an seinen Freund Hettner, den bekannten Litterarhistoriker, so aus (4. März 1851):

Ich habe das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigne Jugendgeschichte zum Inhalt des ersten Teiles machte, um dann darauf den weiteren Verlauf des Romans zu gründen, und zwar so, wie er mir selbst auch hätte passieren können, wenn ich mich nicht zusammengenommen hätte. Es kommt nun alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen sei, das Gewöhnliche und jedem Nahe-

liegende darzustellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu sein; und dies ist es, was ich mir vorgeworfen zu sehen befürchte. Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjektivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich sie es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objektiv zu machen und ein Exempel zu statuieren. Deswegen ließ ich auch alles weg, was nicht charakteristisch für den Endzweck des Buches ist.

Ich hatte die doppelte Tendenz: einerseits zu zeigen, wie wenig Garantien auch ein aufgeklärter und freier Staat wie der Zürcherse für die sichere Erziehung des Einzelnen darbiete, heutzutage noch, wenn diese Garantien nicht schon in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind, und andererseits den psychischen Prozeß in einem reich angelegten Gemüte nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationellen Religiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zu Grunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Teil auf äußeres und inneres Erlebnis gegründet, noch weit bedenklicher als die Jugendgeschichte, und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann, und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, daß das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte.

Ebenso gehen, wie schon angedeutet, die Novellen, an deren Ausarbeitung er sich in Berlin machte, teilweise auf persönliche Eindrücke und Erlebnisse zurück. Schon im September 1851 schrieb er an Hettner: „Ich habe auch einige Erzählungen und Novellen ausgeheckt, welche farbenreich und sinnlich und reinlich und bedächtig geschrieben, in einem Bändchen vereinigt, den schlechten Eindruck verwischen sollen, den mein formloser und ungeheuerlicher Roman auf den großen Haufen machen wird.“ Und in der That ist Keller erst durch seine kleinern Erzählungen allgemein bekannt und beliebt geworden. 1856 erschien endlich der erste Band der „Leute von Seldwyla“ mit den Geschichten: Pankraz der Schmoller, Romeo und Julia auf dem Dorfe, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Die drei gerechten Kammacher, und Spiegel das Rätzchen, ein Märchen.

Von den spätern Erzählungen wurde manche damals wenigstens entworfen, wie denn überhaupt die Phantasie des Dichters unerschöpflich war. Vielsach erkennt man darin Kellers „ausgesprochenen Hang für das Bizarre und Schauerliche. Anwendungen, Stoffe dieser Art dichterisch zu behandeln, packten ihn namentlich während der trüben Zeiten völliger Vereinsamung“ und verleiteten ihn bisweilen gar zu unpoetischen Ausschweifungen in seinen Gedichten. Andererseits wird bei ihm die Einfachheit, wie selbst Baechtold bekennen muß, nicht selten zur Nüchternheit.

Neben seiner lebhaften Phantasie tritt jetzt besonders sein klarer, scharfer Verstand hervor. Seine Briefe aus dieser Zeit, den frühern weit überlegen,

geben Zeugnis von seiner Auffassungsgabe und seiner treffenden Beurteilung. Hettner schätzte manche seiner Auseinandersetzungen so hoch, daß er sie aus seinen Briefen unmittelbar in sein Werk „Das moderne Drama“ aufnahm. Ich kann es mir nicht versagen, einiges andre, das sich auf sein Leben, Denken und Arbeiten bezieht, hier mitzuteilen.

Als Entschuldigung seiner Unproduktivität schreibt er an Hettner, als dieser ihm Geld geborgt hatte (16. Juli 1853):

Ich bin leider keine Lorenz-Kindleins-Natur,*) welche bei Wasser und Sorgen immer munter drauf loschreibt. Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtigerweise mit meinem Eintritte in Deutschland verwickelte, wirft mich immer wieder zur Unthätigkeit zurück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entferntern immer zurück; und die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbiren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht ablaufen lassen.

Über seine Thätigkeit in Berlin hatte er schon im Anfang seines Ausenhalts an Freiligrath geschrieben (22. September 1850):

Was ich denn eigentlich thue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekulire, düstle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauer begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauer ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen, und neue haben sich bereits angesetzt; und im ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte.

Ein Jahr später schreibt er:

Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe; denn das Volk ist mir zuwider. Im Winter frequentirte ich einige Zirkel, z. B. den der Fanny Lewald, fand aber das Treiben und Gebahren der Leute so unangenehm und trivial, daß ich bald wieder weglief. Hingegen giebt es treffliche Leute, die im Stillen leben und nicht viel Geräusch machen, sowie auch überhaupt hier einem immer etwas anfliegt, was man in den kleinen Städten Deutschlands nicht hat. Ein reger geistiger Verkehr, mag er noch so verkehrt sein, regt den Einzelnen immer vorteilhaft an. Doch sehne ich mich recht herzlich einmal nach Hause und wünsche Berlin zum Teufel.

Diese Sehnsucht nach seiner Schweizerheimat wuchs von Jahr zu Jahr. Dazu kam, daß die Mutter und die Schwester, die er oft lange ohne Nachricht ließ, auf Heimkehr drangen. Aber trotz aller Not konnte sich Keller nur schwer

*) „Lorenz Kindlein, die Jammerfigur in Rozebues Armen Poeten.“ Baechtold.

entschließen, diese entscheidenden Lehrjahre abzubrechen. Zuletzt hielten ihn auch die Schulden und der Wunsch, endlich seinen Verpflichtungen nachkommen zu können. Deshalb vertröstete er die Mutter (Juli 1852):

Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke, daß du und Regula zugleich darunter leiden, und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern, und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Anteil daran durch Eure stille Geduld. Ich will Euch übrigens nicht weiter mit schönen Worten abspeisen und nur bitten, noch ein klein wenig auszuhalten.

Es dauerte freilich noch an die drei Jahre, bis er, durch gute Freunde von seinen Schuldnern gelöst, heimkehrte. Sein Selbstbewußtsein hatte er dabei nicht verloren, wie er denn überhaupt immer sich selbst nicht minder klar beurteilte als die Verhältnisse. Im Februar 1855 schreibt er an die Mutter:

Wenn ich erst einmal in Zürich bin, so wird man schon sehen, wer ich bin, und daß man nicht so zur Not und aus Gnade mir ein Unterkommen zu gewähren braucht. Ich mache jetzt ein ganz andres Gesicht, als wie ich vor sechs Jahren so traurig abzog. Brauchbare und tüchtige Leute kann man überall brauchen; und wenn sie es dort nicht können, so ist die Welt weit. Hier in Berlin gelte ich als ein ordentlicher (soll heißen tüchtiger) Kerl, und alle Leute sagen mir, ich solle hier bleiben. Dies werde ich natürlich nicht thun, und vorzüglich Deinetwegen und meiner Schwester wegen.

Es handelte sich damals um eine Anstellung als Lehrer der Literatur- und Kunstgeschichte an einem neu zu gründenden Polytechnikum in Zürich. Gute Freunde in der Heimat hofften, ihm die Stelle verschaffen zu können. Aber Keller lehnte trotz seiner bedrängten Lage ab, weil er fürchtete, daß ihn diese Arbeit seinem Dichterberufe entziehen und ihm auch wirtschaftlich nur Nachteil bringen würde. So sicher war er, daß nun endlich die Produktion und der pekuniäre Erfolg kommen müßten. In diesem Bewußtsein kehrte er im Dezember 1855 nach Zürich zurück, um dort fortan seinen Wohnsitz zu nehmen. An litterarischer Ausbeute brachte er zwar nichts Dramatisches, aber seinen Jugendroman, ein neues Bändchen Gedichte und die ersten Bogen seiner Novellen mit.

Seine Lebensanschauung war jetzt nach allen Seiten gefestigt und gegründet; sie war durchaus eine diesseitige. Seinen alten Atheismus brachte er aus der Fremde wieder mit, und wenn man sagt, daß er sich im spätern Leben etwas gemildert habe, so lassen sich aus dem vorliegenden Material keine Beweise dafür bringen. Ganz objektiv betrachtet, müßte eigentlich allgemeine Übereinstimmung darüber herrschen, daß eine Weltanschauung, die alle Vorgänge in der Welt und im Menschenleben nur im Lichte dieser Zeitlichkeit betrachtet, die glaubt, daß alle Errungenschaften des Geistes mit der Leiblichkeit in Staub zerfallen, daß es ganz gleich sei für den Ausgang, wie ein

Mensch seine Seelenträfte bethätigt, ob er Liebe geliebt hat oder nicht, daß eine solche Weltanschauung ärmer, dürftiger sei als eine, die die Lösung aller Probleme in einer Unvergänglichkeit des Seelenlebens erwartet. Es sollte doch allgemein anerkannt sein, daß der Mensch mit wirklich religiösen Empfindungen ein tieferes und reicheres Gemütsleben führe als der gleich beanlagte irreligiöse Mensch. Keller war nicht dieser Ansicht, wenn man nicht etwa annehmen will, daß er sich mit den nachfolgenden Worten über den ihm nun einmal anhaftenden Mangel an religiösem Gefühl hinwegheben wollte. An einen Freund schreibt er (27. März 1851):

Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Verfümmelte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus eben so schöne und sentimentale Reden führen, wenn dies einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit u. s. f.; und diejenigen Tröpfe, welche immer von höhern Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als „höhere“ Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit davon entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompletten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich thun, sobald sie über den Rubikon sind. Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studirt hat und versteht, wenigstens formell, als ich, und doch ein eifriger Deist ist, so wie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottesnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tod ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohn und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen.

Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur und ohne alle Neben- und Hintergedanken; und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will.

Die einzige Äußerung, die uns im spätern Leben über diesen Gegenstand entgegentritt, ist zu verschleiert, als daß sich viel damit anfangen ließe. 1881 schreibt er in einem Briefe:

Über die philosophische Zeitfrage ließe sich weiteres sagen. Ich könnte mich nicht mehr ganz so fassen, wie vor dreißig Jahren, ohne (doch) vom freien Gedanken abgegangen zu sein. Das seither entstandne Getümmel hat letztern ruhiger und kühler werden lassen. Der Satz Ludwig Feuerbachs: Gott ist nichts andres als der Mensch! besteht noch zu Recht; allein eben deshalb kann man nicht sagen:

Der Mensch ist Gott! insofern das zweite Substantivum nun doch wieder etwas Größeres ausdrücken soll als das erste.

Keller hatte eine tapfere Freundin, mit der er bis an ihren Tod in Briefwechsel stand, die einzige, wie es scheint, die bisweilen Religiöses ihm gegenüber berührte. Das war Fräulein Marie Melos, eine Weimariſche Profeſſorſtochter, die Schweſter von Frau Ida Freiligrath, nur ein Jahr jünger als er und an demſelben Tage geboren. Er hatte ihr einſt wiſelnd zum Geburtstage geſchrieben (18. Juli 1880), ſie ſolle ſich ein Geſchenk auf ſeine Rechnung beim Herrgott beſtellen und ihm ſagen, er käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen. Sie antwortete: „Was die Extrabeſtellung beim lieben Herrgott betrifft, ſo läßt er Ihnen ſagen, daß er ſich nicht darauf einließe, wenn Sie nur ſo gelegentlich bei ihm vorüberkommen wollten. Sie möchten nur hübsch fleißiger kommen, da ließe ſich ſchon eher ein Wort ſprechen; denn er hätte überhaupt ſchon längſt auf Ihr Kommen gewartet.“ Sie hatte auch den Mut, vom Standpunkt des Chriſten am Ausgang der Reginen-Geſchichte im „Sinngedicht“ Kritik zu üben und ihm zu ſchreiben: „Dichter, welche nicht zugleich gläubige Chriſten ſind, ſollten dies (das religiöſe) Gebiet vermeiden. Regine betet die ganze Nacht hindurch, ehe ſie die größte Sünde begeht, mit vollem Bewußtſein und reiflicher Überlegung ſich das Leben zu nehmen. Das iſt für mich undenkbar. Auch Ihr »Verlornes Lachen« hat eine ſolche Klippe, weil Sie eben das wahre Chriſtentum nicht kennen oder nicht kennen wollen.“

An der politiſchen Entwicklung ſeines Landes nahm natürlich Keller regen Anteil, doch zog er ſich immer mehr und mehr von den Immerunzufriednen und Mörglern der äußerſten Linken zurück. Anfangs hielten ihn die Extremſten noch für einen der Ihrigen, und er kam auch in ihre Verſammlungen. Aber er fand bald ein Haar darin und riß ſich in ſeiner oft recht groben Art von ihnen los. Der Vorgang, den er ſelbſt erzählt, kann allgemeineres Intereſſe beanſpruchen, denn er giebt ein kleines Kulturbild. Es war am 22. September 1861. Keller war in den „Schwan“ zu einer großen Geſellſchaft geladen. „Er fand da viel extravagantes Volk verſammelt. Der große ſozialiſtiſche Agitator Ferdinand Laſſalle war der Geſeierter. An ſeiner Seite erſchien die Gräfin Haſfeld in roter Blauſe und weißer Krinoline. Herwegh, der einige Wochen ſpäter einen Ruf auf den Lehrſtuhl für Litteraturgeſchichte nach Neapel erhielt, ſeine Frau und ſein Sohn, Stein von Gumbinnen und andre waren anweſend. Oberſt Rüſtow trug als Garibaldianer ebenfalls die rote Blauſe. Auf dem Sofa lag eine ruſſiſche Nihilistin, der die Herren eifrig den Hof machten. Ludmilla Aſſing ſollte den neuen Herrn Staatsſchreiber Keller unter ihre Fittiche nehmen. Nach dem Thee begann ein Gelage, das bis in den hellen Morgen hinein dauerte, wobei die Frauen dem Champagner nicht läſſig zuſprachen und dicke Havannacigarren rauchten. Keller fühlte ſich aufs äußerſte

angewidert, verhielt sich aber stumm. Als jedoch in vorgerückter Stunde Laffalle seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrücker in schauspielerischer Weise zum besten gab und eben seinen Hokusfokus über dem Haupte Georg Herweghs machte, um ihn einzuschläfern, fuhr Gottfried Keller wütend auf und schrie: Setzt ists mir zu dick, ihr Lumpenpack, ihr Gauner! ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Laffalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften, und der Unhold wurde an die frische Luft gebracht.“ (Baechtold II, 320.)

Wie es hier sein gesundes Gefühl war, das ihn vor der weitem Teilnahme an dieser Gesellschaft bewahrte, mehr als klare sittliche Grundsätze, so treten uns auch sonst in seinen Briefen eigentlich sittliche Gesichtspunkte kaum entgegen. Selbst in seinem Urteil über das Verhältnis Immermanns zur Gräfin Ahlefeldt, der Gattin des Herrn von Lützow, tritt mehr das gesunde Gefühl für das Schiefe der Lage als für das Unrechte hervor. Dennoch ist dies Urteil gegenüber der naturalistischen Verschwommenheit und Sentimentalität höchst erfreulich und für Keller zugleich bezeichnend. An Ludmilla Assing, die Verfasserin einer Biographie der Gräfin, schreibt er (22. August 1857):

Übrigens bin ich doch der unmaßgeblichen Meinung, das ganze Unglück wäre verhütet worden, wenn der junge Mensch, so Immermann hieß, sich nicht in die Frau eines andern verliebt hätte. Denn so sehr ich als Dichterling die Leidenschaft zu erheben verbunden bin, so sehr brauche ich für dieselbe auch eine natürliche Grundlage der Zweckmäßigkeit und Möglichkeit. Daß die Gräfin nachträglich von Lützow verstoßen und frei wurde, war für Immermann bloß ein Zufall. Es gefällt mir überhaupt schlecht, wenn junge, noch unfertige Menschen ihre Augen auf Frauen werfen; es ist eine verkehrte Welt, die sich an Immermann dadurch rächte, daß er im Schwabenalter und als verpflichteter Mann erst das that, was er früher hätte thun sollen.

Wir haben gesehen, daß Keller voller Pläne und Hoffnungen nach Zürich zurückgekehrt war. Aber vorläufig wurde noch nicht an ihre Erfüllung gedacht, sondern der Dichter, der noch immer an der Mutter Tische saß, begann sorglos wie immer ein lustiges, ja ausgelassenes Wirtshausleben, das oft in übermütigen Streichen endete. In anregendem Verkehr mit geistig bedeutenden Männern, die alle Wohlgefallen an ihm fanden und ihn bald schätzten, brachte er sein Leben hin und wies alle Absichten, ihn irgendwo in ein festes Amt zu bringen, weit von sich, was um so auffälliger war, als noch viele Geldverpflichtungen auf ihm lasteten. Jetzt erst bestand wirklich für ihn die Gefahr, die man durch die in Berlin erlittene Not für überwunden halten konnte, die Gefahr, sich selbst zu verlieren. Sie wurde aber glücklich beseitigt, als Keller, obwohl er sich durch sein Leben etwas anrühlig gemacht hatte, 1861 zum ersten Staatschreiber erwählt wurde und damit die bestbezahlte Staatsstelle des Kantons erhielt.

(Schluß folgt)